
Christopher Busch

Ideen in Büchern

*Überlegungen zur Mediengeschichte der Philosophie -
Hobbes und Blumenberg zum Beispiel*

Frankfurt am Main im Oktober 1981. Jacob Taubes spaziert über die Buchmesse. Am Stand des Verlages, dem er schon lange Zeit als wissenschaftlicher Berater dient, macht der Berliner Religionswissenschaftler eine Entdeckung. Sein Freund, der Philosoph Hans Blumenberg, hat bei Suhrkamp ein neues Buch veröffentlicht. Es trägt den Titel *Die Lesbarkeit der Welt* und es handelt von dem Buch, das alle Bücher der Buchmesse, ja alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Bücher umfasst, es handelt vom Buch der Welt als Metapher »für das Ganze der Erfahrbarkeit«. ¹ Taubes wird neugierig. Er blättert, liest sich fest, kommt bis Seite 19. Dann: ein Druckfehler. Taubes, dem Blumenberg über Jahre die kalte Schulter gezeigt hat, denkt nach, schmunzelt vielleicht, macht sich Notizen. Zu Hause greift er sich eine Postkarte und schreibt nach Altenberge bei Münster, sein, Blumenbergs, neues Buch sei »spannend wie ein Roman«. Er philosophiere *historice und critice*, dies gegen den Kollegen Henrich in Heidelberg. Und, ach ja, sein Buch enthalte einen Druckfehler, auf Seite 19 steht: »Böch«; die ganze Passage bei Blumenberg lautet: »Die Frage, wie denn in diesem Buch der Natur gelesen werden könne, in welcher Sprache es geschrieben sei und wie man ihre Grammatik herauszufinden hätte, schiebt sich erst über die metaphorische Grundschrift der Bücherkonkurrenz, in der primär Buch *neben* Böch, sekundär Buch *gegen* Buch steht.« ²

Blumenberg hat dieses Schreiben, das letzte Zeugnis eines über 20 Jahre währenden Briefwechsels, nicht beantwortet. Der Treffer saß. Taubes war offensichtlich bekannt, dass Blumenberg ein heiliger Zorn überkommen konnte, wenn der Philosoph in seinen Texten einen Druckfehler entdeckte. Dass sich ein solcher ausgerechnet auch in dem Buch finden musste, das vom Buch als Metapher für Erfahrbarkeit überhaupt handelt, dass so ein Lapsus ausgerechnet das Wort »Buch« betreffen musste, ist in seiner Selbstbezüglichkeit bemerkenswert und fast scheint es, als widerfahre Blumenberg im Jahr 1981 selber ein Missgeschick, dessen epistemische Konsequenzen er zuvor bereits mit Blick auf die Philosophie der Frühaufklärung seinen Lesern vor Augen geführt hatte. Im siebten Kapitel des ersten Teils der zuerst im Jahr 1966 publizierten Studie *Die Legitimität der Neuzeit* behandelt Blumenberg die zwischen

Spätmittelalter und Früher Neuzeit stattfindende Umbesetzung des ehemals göttlichen Attributs der Unendlichkeit. Im Kontext der Frage, ob es sich dabei um einen säkularisierenden Vorgang handelt, diskutiert Blumenberg die epistolare Kontroverse zwischen Samuel Clarke und Gottfried Wilhelm Leibniz – beide streiten sich darüber, ob Isaac Newtons Begriff *sensorium dei*, mit dem er in seiner *Optik* (1706) den absoluten Raum identifiziert, eine gegenständliche oder metaphorische Bedeutung habe. Unter Rückgriff auf einen Aufsatz Alexandre Koyrés und I. B. Cohens, der 1961 in *Isis* erschienen war, kann Blumenberg die Kontroverse lakonisch kommentieren:

Übrigens hatten beide, Clarke und Leibniz, in ihrem Streit um die Formel Newtons vom *sensorium dei* recht. Jeder der beiden hatte ein Exemplar der ersten Auflage von Newtons ›Optik‹ aus dem Jahre 1706 in der Hand und dennoch hatten sie an der umstrittenen Stelle über den Raum nicht den identischen Text vor sich. Wie wir erst seit kurzem wissen, hatte Newton noch während der Herstellung oder Auslieferung der ersten Auflage das Blatt mit der Seite 315 auswechseln lassen und in den Text die metaphorische Abschwächung des ›göttlichen Sinnesorgans‹ durch ein vorangestelltes ›tanquam‹ eingefügt.³

Stellt man Blumenbergs Analyse eines Streites, der aufgrund textueller Korruption und Varianz entsteht, an die Seite des Druckfehlers, der das eigene Werk betrifft und den Jacob Taubes für mitteilungswürdig hält, so lässt sich sehen, dass es die Philosophie nicht nur mit der Übermittlung von phänomenologischer und näherhin theoretischer Interpretationen von Welt zu tun hat. Denn insofern sie dafür lange Zeit auf das Medium Buch angewiesen war und es immer noch ist, tritt neben die Geschichte der philosophischen Probleme die Geschichte einer Auseinandersetzung philosophischer Autoren mit der Vorgängigkeit und Widerständigkeit des Mediums Buch, dessen Fehleranfälligkeit die Konsistenz und Korrektheit philosophischer Argumentation mitunter bedrohen kann. Ob dabei der philosophische Text von Hand gesetzt oder aber maschinell bzw. computerisiert erzeugt wird, spielt dabei zunächst eine nachgeordnete Rolle. Zwischen Idee, Druck und Verbreitung gibt es, unabhängig von der Mikrotechnologie, vielfältige Fehlerquellen. Die Geschichte des Verhältnisses von Philosophie und Druckmedien ist bisher nicht geschrieben. Die folgenden Überlegungen verstehen sich als Erkundungen auf ihrem Gebiet. In einem ersten Schritt wird, ausgehend von einer Kritik an der bisherigen philosophiehistorischen Perspektivierung des Buchdrucks, die Eigensinnigkeit des Mediums Buch näher bestimmt. Im Anschluss daran erfolgt die Lektüre eines einschlägigen Textes der neuzeitlichen Philosophie, der sich zum Problem textueller Varianz und Defizienz des Druckes auf bemerkenswerte Weise verhält:

Thomas Hobbes inkorporiert Korrekturmechanismen in sein philosophisches Werk. Auf Grundlage dieser Interpretation werde ich abschließend dafür plädieren, dass eine im Entstehen begriffene Literaturgeschichte der Philosophie mediengeschichtlich sensibel verfahren sollte.

Die Eigenschwingung des Buchdrucks: Varianz und Defizienz

Glaubt man Friedrich Nietzsche, so ist es »alter Philosophen-Brauch, *wesentlich* unhistorisch [zu denken]«. ⁴ Nicht zuletzt wohl betrifft diese Geschichtsvergessenheit das spezifisch historische Verhältnis philosophischer Propositionen zu deren Speicher- und Verbreitungsmedien. Noch im Jahr 2000 fragt Kurt Flasch unter der Überschrift *Ideen und Medien*: »Gehört Gutenberg in die Geschichte der Philosophie?« ⁵ Zu seiner Verwunderung stellt Flasch fest, dass die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern in vielen Enzyklopädien zur Frühen Neuzeit nicht verzeichnet ist; in genuin philosophischen Lexika spielt sie gar keine Rolle. Als bedeutender Philosophiehistoriker muss der Verfasser selbst Abbitte leisten; nie hatte Flasch den Buchdruck in seinen Texten zuvor auch nur erwähnt. Die Art und Weise, in der er dies nachzuholen gedenkt, ist ihrerseits bezeichnend für eine Sicht auf den Buchdruck, die diesen einseitig als Standardisierer und erfolgreichen Verbreiter des Wissens feiert. Denn die Bejahung der Titelfrage verknüpft Flasch mit der Darstellung dreier korrelierter Aspekte der Druckkultur. *Erstens* entstehe um 1500 eine neuer ›Typus‹ von Autor, der sich in Abkehr von universitären Anstellungen seinen Lebensunterhalt publizistisch verdienen könne. Diesem Typus sichere »der Buchdruck eine neue Existenzform.« ⁶ *Zweitens* habe die größere distributive Reichweite des Buchdrucks zu einer neuen Schicht Lesender und Lernender geführt. Humanismus und Buchdruck hätten es den Lesern »um 1560« ermöglicht »sich ein wesentlich besseres Bild von den großen philosophischen Kontroversen der Vorzeit zu machen.« Flasch verschweigt allerdings auch nicht, dass die daraus resultierenden »großen metaphysischen Entwürfe« ⁷ einerseits Verfolgung und Zensur ausgesetzt waren (Giordano Bruno) und andererseits häufig einfach ignoriert wurden. Einen Effekt des Buchdrucks auf die Ideenevolution nachzuweisen und genau lokalisierbar zu machen, ist unter solchen Voraussetzungen ein schwieriges Geschäft – hätte nicht die Kombination von Humanismus und optimierter skriptographischer Verarbeitung die gleichen Effekte erzielen können? Wie immer man hier votieren möchte, sowohl Kommerzialisierung als auch die Verbreitung humanistischer Bildung sind eng mit dem *dritten* Aspekt einer Druckkultur nach Kurt Flasch verknüpft: der Möglichkeit umfassender Textvergleiche. Sie begünstigen die Herausbildung einer professionalisierten

Philologie, die sowohl die Bibel als auch antike Texte zu ihren Gegenständen zählt. Welches Textmodell legt Flasch dieser Hypothese zugrunde? »Indem der Buchdruck identische (oder fast-identische) Textkopien über ganz Europa verbreitete, ermöglichte er Vergleiche der Texte und der Theorien«⁸ und damit die Möglichkeit einer Zurechnung von Theorien auf Autoren und deren materieller und ideeller Gratifikation.

Aber: Identische Texte, verbreitet in ganz Europa? Gerade der Satzteil in Parenthese wirft hier entscheidende Fragen auf, die nicht weiter problematisiert werden. Denn der Vergleich von Ideen und Theorien wie die Gratifikation ihrer Urheber sind nachgerade darauf angewiesen, dass der Leser in Bologna weiß, dass der Text, den er vor Augen hat, tatsächlich mit anderen Exemplaren in Paris, Rotterdam und London übereinstimmt – eine, wie zu zeigen sein wird, höchst unwahrscheinliche Annahme. Orientieren kann sich diese, die Identität gedruckter Texte als weitgehend gesichert voraussetzende Sicht an zwei buchhistorischen Großstudien, Elizabeth L. Eisensteins *The Printing Press as an Agent of Change* und – im deutschen Sprachraum einschlägig – Michael Gieseckes *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit*. In beiden Publikationen argumentieren die Autoren für die These, dass der Buchdruck standardisierend und fixierend gewirkt habe: seit dem späten 15. Jahrhundert habe sich eine Kultur des Druckens ausgebildet, die sich durch die massenhafte Verbreitung identischer Texte auszeichne. Textuelle Korruption wird damit zu einem Makel, den man der skripturalen Kultur des Mittelalters zuschreiben kann.⁹ Die Folgen sind – für Eisenstein – die Herausbildung einer frühneuzeitlichen Wissenskultur, die sich auf die textuell verlässliche Konservierung ihrer Wissensbestände berufen kann¹⁰ und – für Giesecke – die Durchsetzung einer Technologie, die mithilfe »identischer|l| Ausdrücke«¹¹ Dialekte zu Hochsprachen standardisiert und Formen oraler Kommunikation verdrängt.

Demgegenüber betonen Forscher aus unterschiedlichen und zum Teil voneinander isolierten Fachkontexten schon seit geraumer Zeit, dass textuelle Identität im Zeitalter von Hand gesetzter Drucke zwar durchaus ein Telos der Buchdrucker darstellte, oft aber bloß notwendige Fiktion blieb. Mindestens drei solcher Kontexte lassen sich unterscheiden. Da wäre zunächst die Literaturwissenschaftliche Mediävistik: Bernard Cerquiglinis Monographie *Éloge de la variante* zeichnet die Genese einer philologischen Ideologie nach, deren Blick auf das Mittelalter vom Textbegriff des 19. Jahrhunderts abhängt. Text werde erst seitdem verstanden als »l'immuable multiple«,¹² als das unveränderliche Vielfältige. Demgegenüber betont Cerquiglini unter Rückgriff auf Überlegungen Paul Zumthors die Varianzaffinität mittelalterlicher Handschriften, die in ihrer Faktizität als unfest und prinzipiell nicht-identisch wahrgenommen

und beschrieben werden müssten. Teil seiner Argumentationsstrategie ist es, auch für die Zeit vom 15. bis zum frühen 19. Jahrhundert daran zu erinnern, dass unter den Auspizien des Buchdrucks Varianz der Normalfall, keineswegs die Ausnahme war. Gestützt auf die Forschungen Percy Simpsons zur Praxis der Textkorrektoren in frühneuzeitlichen Offizinen,¹³ die während und kurz nach dem Druck den ausgeschossenen Text in wesentlichen Teilen noch verändern konnten (ohne dass dies den späteren Lesern hätte angezeigt werden müssen), kann er zeigen, dass eine moderne Auffassung von Text als eines innerhalb der Zweidimensionalität der Buchseite fixierten Gegenstandes die Folge einer späten und unter keinen Umständen für die Zeit vor 1800 vorauszusetzenden Entwicklung darstellt.¹⁴

Weitgehend unabhängig von einer literaturwissenschaftlich orientierten Mediävistik gelangt die Analytische Druckforschung zu Ergebnissen, die Eisensteins und Gieseckes Thesen relativieren. In aufwendigen Analysen ganzer Chargen gedruckter Buchexemplare der Werke Melanchthons, Luthers, Lessings, Goethes und anderer hat Martin Boghardt mit Bezug auf die im anglo-amerikanischen Raum prominente *analytical bibliography* seit den 1970er Jahren Cerquiglinis Ideologiekritik empirisch fundiert.¹⁵ Ausgehend vom »Prinzip des typographischen Kreislaufs«, einer idealtypischen Rekonstruktion der Druckpraxis im Handsatz, differenziert er das Phänomen in zwei Hinsichten. »Varianz« meint zunächst »Satzungleichheit«, meint den Umstand, dass zwei in Typenmaterial, Typenaggregation, verbalsprachlichen wie interpunktionellen Elementen identische Exemplare voneinander abweichen, sofern sie zwei Mal gesetzt worden sind.¹⁶ »Satzinterne Varianz« meint demgegenüber die Varianz in ein- und demselben Satz, die durch Korrektoreingriffe nicht behoben bzw. verursacht worden ist. Ein markantes Beispiel hierfür bietet ein später Druck von Klopstocks Trauerspiel *Das Leben Adams*, der 1775 besorgt wurde; Verlagsorte sind Frankfurt und Leipzig. Allerdings beginnen hier schon die Probleme, denn die zwei noch existenten Exemplare stammen von demselben Satz, wobei eines die Jahreszahl 1776 aufweist. Aufgrund satzinterner Varianz ist nicht zu klären, wann der Druck tatsächlich erfolgt ist.

Schließlich interessiert sich auch die Wissenschaftsgeschichte für das Phänomen. Sie gelangt zu einem eindeutigen Schluss: »No two copies were identical.«¹⁷ Adrian Johns hat sich explizit mit den Thesen Elisabeth L. Eisensteins auseinandergesetzt und die Materialanalysen von analytischer Druckforschung bzw. *analytical bibliography* wissenschaftsgeschichtlich operationalisiert. In seiner Studie *The Nature of the Book* fragt Johns nach den epistemischen Konsequenzen einer ubiquitären Konfrontation frühneuzeitlicher Leser mit textueller Varianz. Wie lässt sich auf der Basis destabilisierter, intrinsisch va-

rianter Trägermedien das Gebäude einer Wissenskultur errichten, zu dessen Ausstattungsmerkmalen Objektivität, Wahrhaftigkeit und zeitliche Invarianz gehören? Johns empfiehlt einen Perspektivwechsel: statt voraussetzen (und etwa am Beispiel der Astronomen Tycho Brahe und Galileo Galilei widerlegt zu finden¹⁸), dass gedruckte Bücher per se Autorität durch typographische wie illustratorische ›Fixiertheit‹ und Standardisierung beanspruchen können, wäre allererst zu zeigen, welche Praktiken diese Zuschreibungen wahrscheinlich machen. Die Druckkultur wird greifbar als Set komplexer Überlagerungen von (prä-)szientifischem Anspruchsdanken mit klerikaler (Inquisition), politischer (Patronage) und ökonomischer (Buchmarkt) Einflussnahme: »Veracity in particular is [...] extrinsic to the press itself, and has had to be grafted onto it.«¹⁹

Tatsächlich muss ein Aspekt, den Boghardt, Cerquiglini und Johns in ihren Texten hin und wieder andeuten, noch deutlicher exponiert werden: nicht nur Varianz, also satz- oder druckinterne Abweichung ist ein Problem der Druckerpresse, sondern auch Defizienz, Fehlerhaftigkeit. Bis ins Jahr 1760, kolportiert Johns, sei kein Buch ohne Errata gedruckt worden.²⁰ Auskunft über eine Zeit, in der man die Leser erst davon zu überzeugen hatte, dass ein Buch vertrauenswürdig ist, geben die überlieferten Fehlerverzeichnisse frühneuzeitlicher Drucke. Auf ihrer Grundlage lassen sich ganze Fehlertypologien erstellen. Vor dem Kolophon eines Textes, der im Jahr 1505 bei Johann Prüb in Straßburg gedruckt wurde, findet sich folgender Hinweis des Korrektors Matthias Schürer:

Wenn etwas in diesem Buch verkehrt (*inuersum*), verstellt (*transpositum*), verändert (*immutatum*), ausgelassen (*obmissum*) ist, so wundere Dich nicht, ärgere Dich auch nicht: wer könnte alles sehen? Ich bin ein Mensch mit zwei Augen, nicht ein Argus, dessen Kopf, wie das Altertum in seinen Sagen erzählt, mit hundert Augen ringsum versehen war. Glaube mir, der ich Erfahrung habe: auf nichts konnte (bei der Korrekturarbeit) mit den Augen so geachtet werden, daß jeder Fehler vermieden wäre. Nimm dazu, daß die Textvorlage durch die Schuld des Abschreibers verstümmelt, entstellt und voller Fehler war. Zudem waren wir genötigt, dieses Werk wegen der bevorstehenden Frankfurter Messe in kürzester Frist zu drucken. Wir werden uns trotzdem nach Kräften Mühe geben, damit das Werk später sauberer und schöner in die Hand des Publikums gelange. Du, beflissener Leser, begnüge dich in der Zwischenzeit mit vorliegender Ausgabe und sei glücklich damit!²¹

Man könnte also im Anschluss an Matthias Schürer von inversiver, transpositiver, immutativer und obmissiver Defizienz sprechen, je nachdem, welcher Fall gerade vorliegt. Blumenbergs »Boch« wäre wohl ein immutativer Defekt: das Morphem ist bedeutungsentstellend verändert. Darüber hinaus wird im Zei-

chen der Defizienz der Buchdruck zum gesellschaftlichen Ereignis: Nicht nur verweist Schürer darauf, dass am Druck auch ein Abschreiber (wie selbstverständlich auch ein erster Schreiber: ein Autor) beteiligt war, er fordert zudem die Leser auf, sich mit dem Ergebnis der Bemühungen zu bescheiden. Diese auf passives Rezipientenverhalten abzielende Rhetorik deutet implizit darauf hin, dass es auch anders geht. Bereits im Jahr 1486 findet sich im Eichstätter Missale Michael Reysers folgender Hinweis:

Wer Du auch seist, der Du den Aufwand für dieses Meßbuch auf dich genommen hast: bevor du es in Gebrauch nimmst, achte darauf, dass Du – um beim Lesen recht zu verstehen und keinen Irrtümern zu unterliegen – den Text an den nachstehend verzeichneten Stellen ausbesserst. Denn es ist nicht möglich, jede Kleinigkeit bis zum letzten Buchstaben im Auge zu behalten. Unterlasse es darum, den Vorwurf der Unwissenheit zu erheben. Im übrigen wird da, wo nur ein Buchstabe oder ein Punkt anders, als es sein muss, angetroffen wird und es geboten ist, diesen – bei gleichbleibendem Wortsinn – nach vorn oder hinten umzustellen, der freundliche Leser von sich aus die richtige Form einsetzen.²²

Leser sollen zu Korrektoren werden. Bevor Lektüren Zustimmung oder Ablehnung, Andacht oder Zerstreuung hervorrufen können, sind die vorliegenden Texte auf Fehler zu überprüfen. Noch im Jahr 1696 ergeht eine kurfürstliche Ermahnung an den Rat der Buchhandelsmetropole Leipzig. Es wird festgestellt, »daß in den Druckereien [...] bei Euch allerlei Mißbräuche eingerissen, der Druck nicht fleißig corrigirt; [...] auch ein großer Übelstand ist, wenn die gedruckten Scripta mit so vielen Erratis unter die Leute kommen, so ist es Uns etc. Unser Begehren, Ihr wollet mit ganzem Ernst daran sein, damit der Unfleiß der Druckereien abgeschafft und fleißig gelehrte Correctors gehalten werden.«²³

An Erklärungen dafür, warum es um die Korrektheit der Drucke so schlecht steht, mangelt es nicht. Schon im Jahr 1608 publiziert ein hauptamtlicher Korrektor, der promovierte Mediziner Hieronymus Hornschuch, ein Handbuch, in welchem er die Gründe für die Missstände benennt: mangelnde Gelehrsamkeit der Drucker, diätetisches Fehlverhalten und fehlende Kenntnis des Setzvorgangs sind seiner Ansicht nach ausschlaggebend für die Fehlerhaftigkeit der Drucke.²⁴

Kombiniert man nun die in unterschiedlichen Kontexten generierten Diagnosen, so lässt sich sehen, dass Kurt Flaschs Bestimmungen der Druckkultur zu kurz greifen und nicht zum eigentlichen Problem vordringen. Eine Verquickung von Buch- und Ideengeschichte hätte Auskunft zu geben über das Verhältnis philosophischer oder poetischer Ideen zur »Eigenschwingung«²⁵ und

das heißt hier der Varianz- und Defizienzaffinität des Mediums Buchdruck. Die Kritik an Flaschs Interpretation des Zusammenhangs von Ideen und Medien führt dann zu einer neuen Problemstellung: Inwiefern wird die skizzierte Varianz- und Defizienzaffinität des Buchdrucks zur Herausforderung für Autoren, die in ihren Texten Ideen, Theorien, Philosopheme, Interpretationen oder kurz: Propositionen transportieren wollen? Lassen sich in den Texten dieser Autoren selbst Spuren von Auseinandersetzungen mit den Umständen der medialen Produktion finden? Haben diese also Einfluss auf die Emergenz philosophischer oder theoretischer Propositionen?

Das philosophische Buch: Hobbes' »Leviathan«

Im Jahr 1651 publiziert Thomas Hobbes aus Malmesbury einen Text, der zu den Gründungsdokumenten europäischer politischer Philosophie zählt. Seinen Anlass findet er in einer Reihe von politischen Umwälzungen im England des 17. Jahrhunderts, die den Philosophen zur Flucht nach Frankreich zwingen.

Hobbes' Leitfrage nach der Möglichkeit einer institutionalisierten Friedensordnung sucht ihre Beantwortung in einer rationalistisch wie sensualistisch grundierten Anthropologie. Deshalb beginnt die Abhandlung *Leviathan or The Matter, Forme, & Power of a Common-Wealth Ecclesiasticall and Civill* mit einem Abschnitt, der *Of Man* überschrieben ist.²⁶ Hier wird dem Leser der Mensch als Relaisstation streng kausal determinierter Reizketten vorgeführt: Äußere Körper treffen auf die Sinnesorgane des Menschen, sie verursachen Empfindungen und Vorstellungen, die ihrerseits Gedankenfolgen nach sich ziehen, welche durch Verbalisierung mittels Sprache wahrheitsfähig werden. Sprache und Denken sind eng aufeinander bezogen: »The generall use of Speech is to transferre our Mentall Discourse, into Verbal; or the Trayne of our Thoughts, into a Trayne of Words« (L II, 50). Tatsächlich räumt Hobbes der Sprache eine in der Forschung lange unterschätzte Bedeutung auch bei der Konstitution menschlicher Sozialität und Wissenschaft ein.²⁷ Letztere kann nach Hobbes nur erlangen, wer seiner Vernunft folgt; diese gründet sich auf richtigen Sprachgebrauch, denn Wahrheit, das Ziel wissenschaftlicher Forschung, ist eine exklusive Eigenschaft der Sprache: »[W]here Speech is not, there is neither *Truth* nor *Falshood*« (L II, 54). Aber natürlich verbürgt der bloße Sprachgebrauch noch nicht die Wahrheit einer Äußerung. Sprache steht dem Missbrauch offen, sie kann demagogisch und ideologisch instrumentalisiert, aber auch beratend und strategisch eingesetzt werden.²⁸ Grundlage von Sätzen sind den Vorstellungen angeheftete Namen und Benennungen, die Hobbes zufolge einer Definition bedürfen:

Seeing then that *truth* consisteth in the right ordering of names in our affirmations, a man that seeketh precise *truth*, had need to remember what every name he uses stands for; and to place it accordingly; or else he will find himself entangled in words, as a bird in lime-twiggs; the more he struggles, the more belimed. And therefore in Geometry [...] men begin at settling the significations of their words; which settling of significations, they call *Definitions*; and place them in the beginning of their reckoning (L II, 56).

Der Vergleich mit der Geometrie wird nicht zufällig angestellt; Denken funktioniert nach Hobbes wie Rechnen: »By [...] imposition of Names, some of larger, some of stricter signification, we turn the reckoning of the consequences of things imagined in mind, into a reckoning of the consequences of Appellations« (L II, 52). Paradigmen der verbal-kognitiven Verarbeitung von Gedanken sind arithmetische Verfahren, nämlich Addition und Subtraktion. Wie verhält sich die rational-maschinelle Hälfte des Menschen zu seiner emotionalen Seite?

Hobbes' Staatsphilosophie gründet auf einer Theorie der Leidenschaften, in deren Kern eine nicht-normative Bestimmung der ethischen Prädikate »gut« und »schlecht« siedelt: »Gut« heißt, was der Mensch begehrt, »schlecht«, was er meidet. »Glück« bedeutet das Erreichen einer möglichst großen Anzahl begehrteter Gegenstände. Welche Gegenstände das sind, bleibt dem Subjekt überlassen. Definiert ist die Freiheit im hobbeschen Sinne gerade dadurch, dass der Einzelne nicht gehindert wird zu erlangen, was er begehrt: »By *liberty*, is understood, according to the proper signification of the word, the absence of externall Impediments« (L II, 198).²⁹ Die Freiheit bestimmt Hobbes ferner als natürliches Recht (*jus naturale*), mit der Folge, dass das natürliche Recht des Subjekts demjenigen aller anderen Subjekte entgegensteht. Um nun trotzdem die eigene Glückseligkeit zu sichern, bedarf es solcher Mittel, die es dem Einzelnen erlauben, eigene Ziele durchzusetzen; diese Mittel nennt Hobbes Macht. Hier nun spätestens wird die Fragilität menschlichen Zusammenlebens deutlich, das Hobbes zufolge einer permanenten Kollapsgefahr ausgesetzt ist. Die Lösung dieses Problems ist einschlägig: die Subjekte übertragen die ihnen qua Natur zukommenden Rechte an einen Souverän; diese Übertragung wird durch einen Vertrag ratifiziert. Tatsächlich gilt Hobbes die Fähigkeit, Verträge abschließen zu können, als Mensch und Tier sondernde *differentia specifica*. Die Bedingung ihrer Möglichkeit ist – Sprache, »without which, there had been amongst men, neither Common-wealth, nor Society, nor Contract, nor Peace, no more than amongst Lyons, Bears and Wolves.«³⁰ Zu beachten ist, dass es sich bei der Übertragung um einen rationalen Akt handelt, dem ein konsistenter »Trayne of Words« vorausgegangen ist. Das aber heißt, dass die sprachliche Vernunft des Menschen in direkter Relation zur sprachlichen Abfassung des

Vertrags steht.³¹ Sprache wird nun auch auf einer dritten Stufe virulent: Fortan hat der Souverän die Definitionsmacht über die Bedeutung von Worten.³²

Aus dieser linguistisch-rational-maschinellen Bestimmung des Menschen und der ihm möglichen Wissenschaft wie Sozialkontrolle folgt zwangsläufig ein gesteigertes Interesse an Sprachreinheit als der Grundlage des Denkens. Denn dort, wo keine Sorgfalt verwendet wird auf Definition und logische Verknüpfung, entstehen bestenfalls »Signes [...] to please and delight our selves, and others, by playing with our words, for pleasure or ornament, innocently« (L II, 50), ungünstigenfalls aber »insignificant words« (L II, 48) oder schlimmstenfalls sogar Konstruktionen wie der Begriff ›Tyrannenmord‹, der die Tötung eines Königs rechtfertigen soll. Hier ist deutlich zu sehen, wie eng Hobbes Sprache und Politik zusammendenkt: Nur wenn Begriffe wie Macht, Freiheit, Gemeinwesen usw. klar definiert sind, lässt sich dafür argumentieren, dass die Menschen ihre Rechte partiell an einen Souverän abtreten sollen, der ihnen im Gegenzug gesellschaftlichen Frieden garantiert. Denn es gehört zu den Eigenarten des menschlichen Umgangs mit Sprache, dass Subjekte je für sich die Rechte eines Bedeutungsgebers reklamieren, mit fatalen Folgen für das Gemeinwesen: »[L]et they want that art of words, by which some men can represent to others, that which is Good, in the likeness of Evill; and Evill, in the likeness of Good; and augment, or diminish the apparent greatnesse of Good and Evill; discontenting men, and troubling their Peace at their pleasure« (L II, 258).

In dieser Konstellation ist bislang eine Funktionsstelle nicht thematisiert worden, die aber doch unhintergebar das sprachliche Denken des Menschen mit den sozialen Sphären von Politik und Wissenschaft verknüpft: das Medium Buch. In der Tat erfährt der Leser an einer frühen Stelle des Textes, dass »[t]he Invention of *Printing* [...] ingenious« (L II, 48) gewesen sei, obwohl der Buchdruck im Vergleich zur Erfindung der Buchstaben und der Sprache nur eine nachgeordnete Bedeutung beanspruchen könne. Wie wichtig das Medium Buch dann aber vor allem für die wissenschaftliche Betätigung des Menschen ist, zeigt das neunte Kapitel des *Leviathan*; seine Überschrift lautet *Of the Several Subjects of Knowledge*. Hobbes zufolge gibt es zwei Arten des Wissens, »Knowledge of Fact« und »Knowledge of the Consequence of one Affirmation to another«, ersteres ist gekoppelt an Zeugenschaft (jemand sieht, dass eine Handlung vollzogen wird oder erinnert sich daran) und wird von Hobbes absolutes Wissen genannt, letzteres nennt Hobbes »Science«, bedingtes Wissen, und sein Beispiel entstammt abermals der Sphäre der Geometrie: Wenn wir wissen, dass eine gegebene Figur ein Kreis ist, dann wissen wir auch, dass eine Gerade durch seinen Mittelpunkt diesen in zwei gleich große Hälften teilt (L II, 124). Solches Wissen ist das Ergebnis von Denkprozessen, die sprachlich-

komputational organisiert sind: Addiert man zum Begriff des Kreismittelpunkts den Begriff der Geraden, dann erhält man als Ergebnis zwei gleich große Kreishälften – »[a]nd this is the Knowledge required in a Philosopher« (L II, 124). Die beiden Arten des Wissens unterscheiden sich aber nicht nur hinsichtlich ihrer Struktur, sondern auch hinsichtlich ihrer Archivierung oder medialen Speicherung. Das absolute Wissen findet Hobbes zufolge seinen Ort in einem Verzeichnis namens »History«, es teilt sich dort auf in eine Naturgeschichte, das heißt eine Geschichte von Ereignissen, die dem menschlichen Willen entzogen sind und eine bürgerliche Geschichte, »Civill History«, hier finden sich die volatilen Akte »of men in Common-wealths« archiviert. »Science«, das bedingte Wissen hingegen ist gespeichert in – Büchern. Und zwar in solchen »as contain the Demonstrations of Consequences of one Affirmation, to another.« Diese Bücher nennt Hobbes »books of philosophy« (L II, 124). Das aber heißt: Denken funktioniert nach Hobbes maschinell und ist sprachlich encodiert, wobei maschinell hier bedeutet, dass die gedanklichen Folgen (*consequences*) der Wahrnehmung (*affirmation*) wiederum die Ursache für neue Gedanken sind. Philosophische Bücher bilden diesen Vorgang ab; sie sind nachgerade dadurch definiert, dass sie genau jenen, sich im Medium der Sprache vollziehenden Prozess repräsentieren, der Hobbes zufolge im Geist des Menschen während des Denkens abläuft.³³

An dieser Stelle stößt der Leser auf die autologische Dimension des hobbeschen Diskurses. Es drängt sich die Frage auf, welche Art Buch der *Leviathan* eigentlich ist. Zweifellos soll er sich als philosophisches Buch behaupten, das nichts anderes als die Demonstration der Folgen einer Affirmation auf eine andere enthält (vgl. L II, 124). Voraussetzung dafür aber ist eine Sprache, deren Namen und Benennungen klar definiert sind, die aber doch beständig vom Anderen der widersinnigen Rede bedroht bleibt: »[W]ords whereby we conceive nothing but the sound, are those we call *Absurd, Insignificant, and Non-sense*« (L II, 68). Wie stellt der Autor des *Leviathan* sicher, dass sein Text nicht ins Absurde, Bedeutungslose und Unsinnige abgeleitet? Offensichtlich kommt es darauf an, einen stringent formulierten, »klaren« Text an den Drucker zu geben.³⁴ Aber dort ist seine Verarbeitung der direkten Einflussnahme des Autors entzogen. Wie bekommt also Hobbes die Eigenschwingung des Buchdrucks, Varianz und Defizienz, unter Kontrolle?

Um zu verstehen, warum Kontrollstrategien im Fall des *Leviathan* überhaupt nötig waren, bedarf es eines Blicks in die Druckgeschichte des Textes, die in konziser Form Richard Tuck in der Einleitung zur englischen, bei Cambridge University Press erschienenen Studienausgabe des *Leviathan* geliefert hat.³⁵ Ergänzende Hinweise finden sich in der Bibliographie von Macdonald und

Hargreaves³⁶ sowie im ersten Band der Edition von Malcolm. Demnach gibt es drei voneinander abweichende Fassungen, die alle den Hinweis »London, Printed for Andrew Crooke, at the Green Dragon in St. Pauls Church-yard, 1651« in der Titellei tragen. Sie unterscheiden sich aber hinsichtlich ihrer Zierelemente (*printer's ornaments*) und werden demgemäß als *Head*, *Bear* und *25 Ornaments* bezeichnet. *Bear* und *25 Ornaments* sind auf Neusatz beruhende Reprints von *Head*, wie sich an der modernisierten Orthographie und an den zahlreichen verbesserten Druckfehlern erkennen lässt: *Head* wurde tatsächlich im Jahr 1651 in London gedruckt, *Bear* vermutlich um 1670 in Amsterdam,³⁷ *25 Ornaments* im Jahrzehnt von 1670 bis 1680 oder um 1700³⁸ wiederum in London.³⁹ Die Produktionsbedingungen für *Head* waren prekär, sodass der Erstdruck nicht den besten Text enthält: Hobbes war 1640 nach Paris ins Exil gegangen, weil er im Konflikt zwischen Parlament und König Charles I. Partei für die Royalisten ergriffen hatte.⁴⁰ In Paris erstellte er vermutlich von Januar 1649 bis zur Jahreswende 1650/51 das Manuskript des *Leviathan* und sandte von hier die fertigen Bögen nach London.⁴¹ Die vom Verleger Andrew Crooke beauftragten Drucker schickten Hobbes Korrekturbögen zur Durchsicht.⁴² Der Postverkehr nahm Wochen in Anspruch; der Drucker musste den fertigen Satz so lange in der Druckform belassen, bis Hobbes' Korrekturen eintrafen. Auf der Basis dieser Befunde gelangt Tuck zu der folgenden Einschätzung:

It would be natural, therefore, if he [der Drucker] had printed off quite a lot of copies before he received the author's corrections and had incorporated those corrections only into a late stage of the print run; and there are indeed such striking variations between different surviving copies of the same sheet of text to show that this must have been the printer's practice.⁴³

Man könne, so Tuck weiter, im Fall des *Leviathan* daher gar nicht von korrekten Exemplaren, sondern bloß von korrekten Bögen sprechen. Wie lässt sich unter solchen Bedingungen ein guter, möglichst fehlerfreier und der Autorintention entsprechender Text konstituieren? Dem heutigen Editor kommt an dieser Stelle eine buchmarktstrategische Differenzierung entgegen. Weil der Verleger davon ausging, dass der *Leviathan* ein finanzieller Erfolg werden würde, kam der Text damaligen Gepflogenheiten entsprechend nicht bloß als reguläre Standardausgabe (Blattlänge 29–30 cm), sondern auch als sogenannte *large-paper copy* (Blattlänge 35 cm) heraus. Einige Exemplare einer solchen Sonderausgabe haben sich erhalten.⁴⁴ Da sie zu einem späteren Zeitpunkt ausgeschossen wurden als die Standardausgaben, dauerte der Korrekturvorgang länger; Errata konnten mit größerer Sicherheit entdeckt und Autorkorrekturen

eingearbeitet werden. Wie gravierend waren nun die Fehler in den Standardausgaben? Tucks Bemerkung, man könne gar nicht von korrekten Exemplaren sprechen, lässt aufhorchen. Tatsächlich beschränken sich die Fehler nicht auf marginale Stellen, vielmehr sind sie auch in Kernpassagen der politischen Philosophie Thomas Hobbes' anzutreffen. So etwa im zentralen 21. Kapitel, das sich im zweiten Buch (*Of Common-wealth*) befindet. Es ist betitelt *The Liberty of Subjects* und greift die Freiheitsdefinition wieder auf, die Hobbes im ersten Buch mit anthropologischer Akzentuierung diskutiert hatte. Im zweiten Buch möchte der Philosoph nun demonstrieren, dass Freiheit, verstanden als Abwesenheit äußerer Hindernisse, mit Notwendigkeit vereinbar ist:

*Liberty and necessity are consistent; as in the water, that hath not only liberty, but a necessity of descending by the Channel; so likewise in the Actions which men voluntarily doe: which because they proceed from their will, proceed from liberty; and yet, because every act of mans will, and every desire, and inclination proceedeth from some cause, and that from another cause, in a continuall chaine, (whose first link is in the hand of God the first of all causes), they proceed from necessity (L II, 326).*⁴⁵

In einigen Standardausgaben findet sich der zweite Teil der Passage entsprechend der handschriftlichen Vorlage wie folgt abgedruckt:

which, because they proceed from their will, proceed from *liberty*; and yet, because every act of mans will, and every desire, and inclination proceedeth from some cause, and that from another cause, which causes in a continuall chaine, (whose first link is in the hand of God the first of all causes) proceed from *necessity*.⁴⁶

Die Konstruktion ist, wie Tuck bemerkt, ungrammatisch: Der mit »because every act« beginnende Teilsatz bleibt offen, ihm fehlt eine *final clause*, da das Verb »proceed« Prädikat ist zu »which causes«. Daher ist der Fehler in einigen Exemplaren bereinigt worden, indem ein Korrektor »which causes« gestrichen hat: ein Fall von omissiver Varianz. Aber der Satz bleibt prekär: »proceed« ist jetzt Prädikat zu »Actions which men voluntarily doe«; der Korrektor nimmt eine syntaktische Spreizstellung in Kauf, die das Verständnis der Passage erschwert. Erst die Hinzufügung des Pronomens »they« für die *large-paper copy* rettet die Konstruktion.⁴⁷

Tuck diskutiert ein zweites Beispiel. Im ersten Kapitel des zweiten Buches, das den Titel *Of the Cause, Generation, and Definition of a Common-wealth* trägt, erörtert Hobbes die Entstehung des mächtigen Souveräns, des Leviathan, »to which wee owe [...] our peace and defence«:

For by this Authoritie, given him by every particular man in the Common-Wealth, he hath the use of so much Power and Strength conferred on him, that by terror thereof, he is inabled to conforme the wills of them all, to Peace at home, and mutuall ayd against their enemies abroad (*L II*, 260).⁴⁸

In einigen Standardausgaben steht an Stelle von ›conforme‹ das verwandte Verb ›performe‹. Nachdem der Fehler von einem Korrektor bemerkt worden war, platzierte dieser einen Vermerk in einer Errata-Liste, die dem Text als Karton vorgebunden wurde. Die Empfehlung lautete, das Präfix ›per-‹ zu streichen und stattdessen ›forme‹ zu lesen. In der Sonderausgabe wie im Manuskript findet sich dann die wohl intendierte Version ›conforme‹.⁴⁹

Vergleicht man nun die beiden korrumpierten Stellen, so wird an ihnen exemplarisch deutlich, wie massiv der Text des *Leviathan* als Transporteur propositionaler Gehalte durch Varianz und Defizienz bedroht ist. Fehler bei der Drucklegung, die teilweise vom Autor, teilweise vom Korrektor und teilweise gar nicht verbessert wurden, sind Bestandteile eines Textes, der aus systematischen Gründen größten Wert auf sprachliche ›Reinheit‹ und Absenz von Fehlern legt. Tatsächlich gibt es Exemplare des *Leviathan*, die keine konsistenten ›Trayne of Words‹ enthalten, weil bestimmte Worte, so wie sie gedruckt sind, in Hobbes Terminologie als ›absurd‹, ›insignificant‹ und ›nonsense‹ zu gelten haben. Man könnte diesen Spannungscharakter von materieller Form und propositionalem Gehalt gegen die linguistischen Kontrollphantasien ausspielen, doch das hieße, das komplexe Ineinander von Problem und Lösungsstrategie zu verkennen.

Denn der Philosoph ist sich des Problems durchaus bewusst. Im letzten Kapitel des Buches findet sich eine kritische Revision der humanistischen Tradition, die auch Hobbes geprägt hat:⁵⁰ »There is nothing I distrust more than my Elocution; which neverthelesse I am confident (excepting the Mischances of the Presse) is not obscure« (*L II*, 1139). Diese Formulierung hat symptomatischen Wert. Der Philosoph, ein Kenner der griechisch-römischen Überlieferung, bewunderter Stilist und Rhetor, verknüpft die ideologieanfällige figurative Ausgestaltung des Textes mit den Defizienzen seiner materiellen Produktion. Die gefürchtete *obscuritas* entsteht nicht durch den Redner, der sich im Register des *ornatus* vergreift, sondern durch die Kontingenzen des Druckvorgangs. Um ihnen entgegenzuwirken, implementiert Hobbes Korrekturmechanismen in den Text des *Leviathan*; sie folgen einem bereits bekannten Muster:

Itt appears how necessary it is for any man that aspires to true Knowledge, to examine the Definitions of former Authors; and either to correct them, where they are negligently set down; or to make them himselfe. For the errors of Definition multiply themselves, according as the reckoning proceeds; and lead men into absurdities,

which at last they see, but cannot avoyd, without reckoning anew from the beginning; in which lyes the foundation of their errorrs. From whence it happens, that they which trust to books, do as they that cast up many little summs into a greater, without considering whether those little summes were rightly cast up or not; and at last finding the errorr visible, and not mistrusting their first grounds, know not which way to cleere themselves; but spend time in fluttering over their bookes; as birds that entring by the chimney, and finding themselves enclosed in a chamber, flutter at the false light of glasse window, for want of wit to consider which way they came in. So that in the right Definition of Names, lyes the first use of Speech; which is the Acquisition of Science: And in wrong, or no Definitions, lyes the first abuse; from which proceed all false and senselesse Tenets, which make those men that take their instruction from the authority of books, and not from their own meditation, to be as much below the condition of ignorant men, as men endued with true Science are above it. For between true Science, and erroneous Doctrines, Ignorance is in the middle. Naturall sense and imagination, are not subject to absurdity. Nature it selfe cannot erre: and as man abound in copiousnesse of language; so they become more wise, or more mad than ordinary. Nor is it possible without Letters for any man to become either excellently wise, or (unless his memory be hurt by disease, or ill constitution of organs) excellently foolish. For words are wise mens counters, they do but reckon by them: but they are the mony of fooles, that value them by the authority of an *Aristotle*, a *Cicero*, or a *Thomas*, or any other Doctor whatsoever, if but a man (*L II*, 56f).

Unter Berufung auf das Wissen um die Varianz- und Defizienzaffinität des Mediums Buch lässt sich in dieser Passage eine Bedeutungsdimension entdecken, die nicht identisch ist mit der philosophiegeschichtlichen Perspektive einer rationalistisch-scientifischen Kritik am scholastischen Autoritätsglauben. Die These lautet, dass Hobbes die Druckerpraxis des Korrigierens auf den Prozess der Wissensgewinnung überträgt: Weil Bücher *per se* den Gefahren von Varianz und Defizienz ausgesetzt sind, sollen sich die Leser dem Text *grundsätzlich* im Modus des Korrektors nähern, stets bereit, das Gedruckte zu verbessern. Den Optimalfall verschweigt Hobbes freilich auch nicht; das Beste wäre es, wenn die Leser Definitionen ohne Umweg über das Medium Buch zustande brächten, denn die Natur könne nicht irren. Damit ist der Appell an die Leser aus den Kolophonen der Frühdrucke in den Text eingewandert. Und der *Leviathan* wird verstehbar als philosophisches Buch, das sich gegen die häufig unreglementierten, kontingenzanfälligen Druckpraktiken immunisieren muss, weil diese Vorgänge den propositionalen Gehalt des Textes gefährden:⁵¹ Nur eine korrekte Benennung von Vorstellungen ermöglicht rationales Denken und nur eine ›reine‹ Sprache mit allgemein geteilten Bedeutungen kann als Grundlage für ein Vertragswerk gelten, das den Frieden garantiert.

Diese Implementierungsstrategie ist in nuce keine hobbesche Innovation; das Modell findet sich auch bei Francis Bacon.⁵² Bacon wird in buchhistorischen Studien darum gerne zitiert, weil er den Topos geprägt hat, der Buchdruck gehöre neben dem Schießpulver und dem Kompass zu den größten Erfindungen der Neuzeit: »Diese drei haben nämlich die Gestalt und das Antlitz der Dinge auf der Erde verändert.«⁵³ An dieser Stelle interessiert mich ein anderer, ephemerer Aphorismus aus jenem Teil der *Instauratio magna*, den Bacon in selbstbewusster Wendung gegen die Aristoteles-Rezeption seiner *Zeit Novum Organum* getauft hat. Er koordiniert wissenschaftliche Erkenntnis und biblionomes Nutzerwissen:

Sicherlich wird gar mancher beim Durchlesen meiner Geschichte und der Tafeln der Erfindungen auf einzelnes nicht ganz Sicheres oder auf Falsches in den Versuchen selbst stoßen. Deshalb wird er vielleicht vermuten, meine Entdeckungen stützten sich auf falsche und schwankende Prinzipien und Grundlagen. Dies besagt aber nichts. Dergleichen ist am Anfang unvermeidlich. Es ist ebenso, wenn in der Schrift und im Druck der eine oder der andere Buchstabe zufällig falsch gestellt oder eingeordnet ist. Dies pflegt den Leser wenig zu stören, da ja die Irrtümer durch den Sinn selbst leicht berichtigt werden.⁵⁴

Bacon verlässt sich also darauf, dass seine Leser anfängliche Irrtümer bei der Registrierung eines experimentell zu bestimmenden Phänomens als Errata behandeln; im Modus des Korrektors werden sie dem Ziel gesicherter Erkenntnis näherkommen können. Diese Sicht arbeitet mit der Annahme, dass Wissenschaftler wie Leser ad hoc die Evidenz eines Fehlers einsehen werden. Häufig aber liegt das Gegenteil nahe (wie im Fall der Verben *conforme/performe/forme*). Ein weiterer Unterschied zu Hobbes ist bemerkenswert: Während Bacon der Sprache generell misstraut,⁵⁵ den Buchdruck aber als nützliches Instrument zur Distribution des Wissens feiert, sieht Hobbes die prekäre Verbindung beider Bereiche: Der Buchdruck kann an der Korrumpierung der Sprache mitwirken und tut das de facto auch häufig; einige Exemplare des *Leviathan* zeigen beispielhaft, wie die Druckpraxis die Sprache und den Verstand verwirren kann.

Diese Deutung führt in den Kern der paratextuellen Programmierung des hobbeschen Textes: die berühmte Einleitung des *Leviathan*. Hier schafft Hobbes einen argumentativen Rahmen für die mechanistisch-deterministische Anthropologie des Buches. Die menschliche Kunstfertigkeit könne die göttliche Kunstfertigkeit, die Natur, insofern nachahmen als sie ein »Artificial Animal« schaffen könne. Dieses Tier wäre ein Automat, aber darum nicht weniger lebendig: »For what is the *Heart*, but a *Spring*; and the *Nerves*, but so many

*Strings; and the Joynts, but so many Wheeles, giving Motion to the whole Body, such as was intended by the Artificer?» (L II, 16) Wendet der Mensch diese Kunstfertigkeit auf sich selbst an, so entsteht der Leviathan, das Gemeinwesen, dessen Souveränität dann als »Artificiall Soul« verstehbar wird. Grundlage der Staatsgründung sind Verträge und Abkommen; sie gleichen dem »Fiat, or the Let us make man, pronounced by God in the Creation« (L II, 16). Um diesen Prozess beschreiben zu können, setzt Hobbes, wie gesehen, beim Menschen an und er legt großen Wert auf die Benennung der epistemologischen Operation, die sein theoretisches Vorhaben ermöglicht: »Wisedome is acquired, not by reading of Books, but of Men.« Der Leviathan ist die Ausfaltung einer Lektürefiktion: Erst die Lektüre in Menschen und nicht etwa in Büchern erlaubt die Formulierung einer mächtigen, friedensstiftenden Staatstheorie. Dabei geht es Hobbes explizit nicht um jene Form der Menschenlektüre wie sie in der Oberschichtenkommunikation des 17. Jahrhunderts üblich war und etwa in Baltasar Graciáns *Oráculo manual* von 1647 exemplarisch reflektiert ist. Vielmehr reaktiviert Hobbes die humanistische Tradition, wenn er das delphische *Nosce teipsum* mit »Read thyself« übersetzt und daran erinnert, dass die Formel dazu gedacht sei, die Ähnlichkeit eigener und fremder Gedanken und Gemütsbewegungen erkennen und das heißt lesen zu können. Diese Praxis umgeht ein methodisches Problem: Weil der Mensch dazu neigt, sich zu verstellen, zu lügen und zu täuschen, fußt eine noch so regelgeleitete Fremdlektüre in der Regel auf Fehlinformation. Das Gegenmittel heißt Introspektion: »He that is to govern a whole Nation, must read in himself, not this, or that particular man; but Man-kind: which though it be hard to do, harder than to learn any language, or Science; yet, when I shall have set down my own reading orderly, and perspicuously, the pains left another, will be only to consider, if he also find not the same in himself« (L II, 20).*

Selbstlektüre vor Fremdlektüre: Der Text des Leviathan schützt sich gegen textuelle Korruption, indem seine Vorrede einen Lektüremodus installiert, der vor aller Wahrnehmung von Welt, seien das nun die simulierten Charakterzüge von Menschen oder die defizienten »characters« (L II, 18) auf dem Papier, den Blick nach innen empfiehlt. Hobbes' stellvertretende Lektüre ließe sich als medienskeptische Medienpolitik bezeichnen: Wohl wissend, dass eine Verbreitung der neuen politischen Theorie nicht auf das Medium Buch verzichten kann, muss der Text selbst versuchen, Buchvarianz und -defizienz weitgehend auszugleichen. Auf diese Art wirkt das Medium auf die Ausgestaltung der im Text artikulierten Propositionen zurück. Weil die Bedrohung einer auf Sprachreinheit fußenden Vertragstheorie akut ist, darf die Leserschaft entweder gar nicht im Buch, sondern nur in sich selbst, oder beständig im Modus des Kor-

rektors lesen. Dieser Immunisierungsversuch ist das Prozessieren eines Paradoxons: Um den Menschen zu erklären, dass sie auf Bücher verzichten sollen, braucht es – Bücher.

Literatur- und Mediengeschichte der Philosophie

Die Beispiele Thomas Hobbes und Hans Blumenberg zeigen, dass die Geschichte der Verquickung von Philosophie und ihren Trägermedien nicht ohne weiteres als Erfolgsgeschichte der sicheren Verbreitung philosophischer Propositionen erzählt werden kann. Vielmehr geht es darum, den Zusammenhang problemgeschichtlich zu rekonstruieren. Dann rücken Verfahren der Aushandlung zwischen dem Autor und anderen Materialisierungsagenturen des Textes ins Zentrum des Interesses. Von der philosophischen Idee zu ihrem Druck und schließlich zu ihrer Verbreitung führt kein gerader Weg. Das ist Philosophen und Philosophinnen bewusst und darum bilden sich Reaktionsweisen heraus, deren Beschreibung dann angezeigt ist, wenn dadurch Werkaspekte erhellt werden können. Blumenbergs philosophischer Habitus, der Zorn über Druckfehler, ist ein solcher Fall, das philosophische *Buch* des Thomas Hobbes, der *Leviathan*, ein anderer. Die Beobachtung dieser Verfahren ist darum wichtig, weil sie mitunter Aufschluss verspricht über die literarische Form des philosophischen Werkes.

Noch in einer rezenten Arbeit zu einer (bisher nur in Ansätzen realisierten) »Literaturgeschichte der Philosophie« findet man die Überzeugung ausgedrückt, dass »in philosophischen Konzeptionen Grundlegungsgedanken mit einer Orientierung für die Lebensführung zusammengeführt sind.« Von hier aus sei dann die Form des philosophischen Werkes in den Blick zu nehmen. Sie werde »zuallererst von dem Gehalt und Aufbau der Konzeption her entworfen.«⁵⁶ Die vorangehenden Überlegungen sollen diese Beobachtung um ein zentrales Moment ergänzen. Mitunter ist es die Eigenschwingung des Buchdrucks, die auf die Form des Werkes einwirkt. Philosophie als Literatur ist nicht unabhängig von den Medien, die zu ihrer Verbreitung beitragen.

Anmerkungen

- 1 Hans Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt/Main 1981, 9.
- 2 Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, 13 f. Für den Brief vgl. Hans Blumenberg, Jacob Taubes, *Briefwechsel 1961-1981*, hg. von Herbert Kopp-Oberstebrink und Martin Tremml, Berlin 2013, 206 f.
- 3 Hans Blumenberg, *Die Legitimität der Neuzeit*, erneuerte Ausgabe, 6. Aufl., Frank-

- furt/Main 2012, 92; vgl. Alexander Koyré, I. Bernard Cohen, *The Case of the Missing »Tanquam«. Leibniz, Newton & Clarke*, in: *Isis*, 52 (1961), 555–566.
- 4 Friedrich Nietzsche, *Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift*, in: ders., *Kritische Studienausgabe*, hg. von Giorgio Colli, Mazzino Montinari, München 1988, Bd. 5, 245–412, hier 258.
 - 5 Kurt Flasch, *Ideen und Medien. Oder: Gehört Gutenberg in die Geschichte der Philosophie?*, in: *Gutenberg-Jahrbuch* (2000), 27–41.
 - 6 Ebd., 37.
 - 7 Ebd., 39.
 - 8 Ebd., 40.
 - 9 Vgl. Elizabeth L. Eisenstein, *The Printing Press as an Agent of Change. Communications and Cultural Transformations in Early-Modern Europe*, 2 Bde., Cambridge 1979, Bd. 1, 113 ff. und Michael Giesecke, *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*, 4., durchges. und um ein Nachwort ergänzte Aufl., Frankfurt/Main 2006 [1991], 146 ff. u.ö.
 - 10 Vgl. Eisenstein, *The Printing Press as an Agent of Change*, 80 ff.
 - 11 Giesecke, *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit*, 153.
 - 12 Bernard Cerquiglini, *Éloge de la variante. Histoire critique de la philologie*, Paris 1989, 19.
 - 13 Vgl. Percy Simpson, *Proof-Reading in the Sixteenth, Seventeenth and Eighteenth Centuries*, London 1930, vgl. neuerdings auch Anthony Grafton, *The Culture of Correction in Renaissance Europe. Panizzi Lectures*, London 2011.
 - 14 Vgl. Cerquiglini, *Éloge de la variante*, 18.
 - 15 Dies freilich ohne dass Cerquiglini und Boghardt ihre Arbeiten gegenseitig zur Kenntnis genommen hätten. Boghardts Forschungen sind seit 2008 gebündelt in dem Band Martin Boghardt, *Archäologie des gedruckten Buches*, hg. von Paul Needham in Verbindung mit Julie Boghardt, Wiesbaden 2008. Eine Einführung in die für die Shakespearephilologie essentielle *analytical bibliography* bietet Philip Gaskell, *A New Introduction to Bibliography*, Oxford 1972.
 - 16 Vgl. Martin Boghardt, *Der Buchdruck und das Prinzip des typographischen Kreislaufs. Modell einer Erfindung* [1990], in: Boghardt, *Archäologie*, 50–74, hier: 55 ff.; vgl. auch Martin Boghardt, *Druckanalyse und Druckbeschreibung. Zur Ermittlung und Bezeichnung von Satzidentität und satzinterner Varianz* [1995], in: Boghardt, *Archäologie*, 104–129.
 - 17 Adrian Johns, *The Nature of the Book. Print and Knowledge in the Making*, Chicago–London 1998, 31.
 - 18 Vgl. ebd., 6–28.
 - 19 Ebd., 2.
 - 20 Ebd., 31.
 - 21 Jacob Wimpfeling, *Epithoma rerum Germanicarum*, Straßburg 1505, Übers. zit. nach Hans Widmann, *Die Lektüre unendlicher Korrekturen*, in: *AGB*, 5 (1964), 777–826, hier 785, dort auch ein Faksimile des Blattes.
 - 22 Übers. zit. nach Widmann, *Die Lektüre unendlicher Korrekturen*, 786 f.
 - 23 Zit. nach Albert Kapr (Hg.), *Traditionen Leipziger Buchkunst*, Leipzig 1989, 25.
 - 24 Vgl. Hieronymus Hornschuch, *Orthotypographia [1608/1634]. Nachdruck*, hg. von Martin Boghardt, Frans A. Janssen und Walter Wilkes, Pinneberg 1983, 9 f.
 - 25 Terminus nach Fritz Heider, *Ding und Medium*, in: Claus Pias u.a. (Hg.), *Kursbuch Medienkultur*, Stuttgart 1999, 319–333, hier 324 f.

- 26 Der Text wird nach folgenden Ausgaben zitiert: Thomas Hobbes, *Leviathan*, 3 Bde., hg. von Noel Malcolm, Oxford 2012 [1651] (= The Clarendon Edition of the Works of Thomas Hobbes, vols. 4–5), im Folgenden im Fließtext mit der Sigle *L* zitiert, und Thomas Hobbes, *Leviathan*, übers. von Jutta Schlösser, hg. von Hermann Klenner, Hamburg 1996 [1651], im Folgenden mit der Sigle *LÜ* zitiert. Hervorhebungen stets im Original.
- 27 Vgl. John W. Danford, *The Problem of Language in Hobbes's Political Science*, in: *The Journal of Politics*, 42 (1980), 102–124; Terence Ball, *Hobbes' Linguistic Turn*, in: *Polity*, 17 (1985), 739–760; Klaus-Michael Kodalle, *Thomas Hobbes (1588–1679)*, in: Tilman Borsche (Hg.), *Klassiker der Sprachphilosophie. Von Platon bis Noam Chomsky*, München 1996, 111–131; neuerdings Philip Pettit, *Made with Words. Hobbes on Language, Mind and Politics*, Princeton 2008; vgl. mit Fokus auf die epistemologischen Potenziale sprachlicher Praktiken schon Gary Shapiro, *Reading and Writing in the Text of Hobbes's Leviathan*, in: *Journal of the History of Philosophy*, 18 (1980), 147–158.
- 28 Dadurch erklärt sich das Misstrauen, das Hobbes ab einem gewissen Punkt seines Lebens der Rhetorik entgegengebracht hat, obwohl er der figurativen Sprache bis in die späten Texte hinein nicht enträt, vgl. Quentin Skinner, *Reason and Rhetoric in the Philosophy of Hobbes*, Cambridge 1996. Explizit als einen Versuch politischer Einflussnahme mittels literarischer Strategien liest den *Leviathan* David Johnston, *The Rhetoric of »Leviathan«*. *Thomas Hobbes and the Politics of Cultural Transformation*, New Jersey 1986; vgl. ferner Tom Sorell, *Hobbes's Persuasive Civil Science*, in: *The Philosophical Quarterly*, 40 (1990), 342–351 und Raia Prokhovnik, *Rhetoric and Philosophy in Hobbes's Leviathan*. New York 1991.
- 29 Vgl. hierzu Quentin Skinner, *Thomas Hobbes on the Proper Signification of Liberty*, in: *Transactions of the Royal Historical Society*, 40 (1990), 121–151.
- 30 Hobbes, *Leviathan*, 24. Vgl. hierzu Ball, *Hobbes' Linguistic Turn*, der argumentiert, dass Hobbes durch seine frühe Beschäftigung mit Thukydides zu der Auffassung gelangt sei, »that politics are the collective communicative creations of their members« (747).
- 31 Am prägnantesten formuliert Hobbes das in der Schrift *De homine* (1658): »Die größte Wohltat der Sprache ist, daß wir befehlen und Befehle verstehen können« um gleich hinzuzufügen, warum die Kontrolle notwendig sei: »Endlich verführt die Mühelosigkeit des Sprechens den Menschen auch dazu, zu reden, wenn er überhaupt nichts denkt, und indem er, was er redet, für wahr hält, sich selbst zu täuschen. So wird der Mensch durch die Sprache nicht besser, sondern nur mächtiger« (Thomas Hobbes, *Vom Menschen/Vom Bürger*, eingel. und hg. von Günter Gawlick, Hamburg 1994, 17 f.).
- 32 Vgl. hierzu Kodalle, *Thomas Hobbes (1588–1679)*: »Die souverän festgelegte politisch-rechtliche Semantik schreibt einen verbindlichen Deutungsrahmen vor, innerhalb dessen erst das auf vernünftige Selbstkontrolle angewiesene Ich anerkannt seine Selbst-Verwirklichung betreiben kann, ohne ein permanentes Scheitern befürchten zu müssen – das Scheitern am Antagonismus der individuellen Definition dessen, was je für mich »gut« ist« (120).
- 33 Vgl. hierzu Shapiro, *Reading and Writing*, der das ausdrücklich als Konsequenz des hobbeschen Materialismus identifiziert: »If all thought is *really* bodily motion, how better suggest this than by referring to instances of thought by indicating their obviously material embodiments in written texts and the physical operation of scanning lines of black and white characters and turning pages?« (150); vgl. ferner Karl

- A. E. Enenkel, Wolfgang Neuber (Hg.), *Cognition and the Book. Typologies of Formal Organisation of Knowledge in the Printed Book of the Early Modern Period*, Leiden 2005.
- 34 Zu Hobbes als einem Stilisten der Vernakulärsprache vgl. William Sacksteder, *Hobbes. Teaching Philosophy to Speak English*, in: *Journal of the History of Philosophy*, 16 (1978), 33–45.
- 35 Richard Tuck, *A note on the text*, in: Thomas Hobbes, *Leviathan. Revised Student Edition*, Cambridge 1996 [1651], XLVI–LVI.
- 36 Hugh Macdonald, Joan M. Hargreaves, *Thomas Hobbes. A Bibliography*, London 1952, 27–37.
- 37 Vgl. schon ebd., *Thomas Hobbes*, 28.
- 38 Diese Terminierung ist wohl die umstrittenste. Während Karl Schuhmann für das frühere Datum argumentiert, versucht Malcolm L I (= Editorial Introduction) zu zeigen, dass der Druck zwischen 1695 und 1702 von John Darby veranlasst wurde.
- 39 Erhellend in diesem Zusammenhang ist auch die einlässlichste deutschsprachige Behandlung der Druckgeschichte mit Fokus auf der Ikonographie des berühmten Frontispiz bei Horst Bredekamp, *Thomas Hobbes visuelle Strategien. Der Leviathan. Urbild des modernen Staates. Werkillustrationen und Porträts*, Berlin 1999, 18 ff.
- 40 Vgl. Richard Tuck, *Introduction*, in: *Hobbes* [1996a/1651], IX–XLV, hier X f. Zur Biographie vgl. Noel Malcolm, *A summary biography of Hobbes*, in: Tom Sorell (Hg.), *The Cambridge Companion to Hobbes*, Cambridge 1996, 13–44.
- 41 Die Druckvorlage hat sich nicht erhalten, dafür aber eine Abschrift, die Hobbes König Charles II. gegen Ende des Jahres 1651 präsentiert hat. Vgl. Tuck, *Introduction*, XLVIII.
- 42 Der Verleger beauftragte für die Teile I und II sowie III und IV des Textes jeweils andere Drucker, wie sich an divergenten Satzkonventionen und Zierelementen erkennen lässt, vgl. Tuck, *Introduction*, XLIX und L I, 213.
- 43 Tuck, *Introduction*, XLIX. Zur selben Einschätzung kommt L I, 216.
- 44 Vgl. Tuck, *Introduction*, XLIX und L I, 222 f.
- 45 Vgl. Jutta Schlössers Übersetzung von Hobbes [1996/1651]: »Freiheit und Notwendigkeit sind miteinander vereinbar. Wie bei dem Wasser, das nicht nur die Freiheit hat, sondern für das auch die Notwendigkeit besteht, durch das Flußbett hinabzufließen, so ist es gleichermaßen bei den Willenshandlungen der Menschen: weil diese aus dem Willen entspringen und diese einer anderen Ursache, in einer kontinuierlichen Kette (deren erstes Glied in der Hand Gottes als der ersten aller Ursachen besteht), entspringen sie dennoch aus Notwendigkeit« (LÜ, 178).
- 46 Zit. nach Tuck, *Introduction*, L.
- 47 Vgl. Tuck, *Introduction*, Lf.
- 48 Jutta Schlössers Übersetzung in Hobbes [1996/1651] lautet: »Denn durch diese Ermächtigung, die er von jedem einzelnen im Gemeinwesen erhält, steht ihm so viel verliehene Macht und Stärke zur Verfügung, daß er durch den Schrecken von ihr befähigt wird, den Willen aller auf Frieden daheim und auf gegenseitige Hilfe gegen ihre auswärtigen Feinde zu lenken« (LÜ, 145).
- 49 Vgl. Tuck, *Introduction*, LI und L I, 217 f.
- 50 Vgl. zum ideengeschichtlichen Kontext der elisabethanischen Rhetorik und ihrem Einfluss auf den Bildungsgang des jungen Hobbes Skinner, *Reason and Rhetoric*, 19–211.
- 51 Vgl. hierzu den klassischen Aufsatz von Donald F. McKenzie, *Printers of the Mind. Some Notes on Bibliographical Theories and Printing-House Practices* [1969], in:

- ders., *Making Meaning. »Printers of the Mind« and Other Essays*, hg. von Peter D. McDonald und Michael F. Suarez, Amherst-Boston 2002, 13–85.
- 52 Die Frage der intellektuellen Abhängigkeit von Francis Bacon, dessen Sekretär Hobbes vermutlich eine Zeit lang war, ist ein Spezialproblem der Hobbes-Forschung (vgl. für einen Überblick Robin Bunce, *Thomas Hobbes Relationship with Francis Bacon. An Introduction*, in: *Hobbes Studies*, 16 [2003], 41–83).
- 53 Francis Bacon, *Neues Organon. Lateinisch - Deutsch*, hg. und eingel. von Wolfgang Krohn, Hamburg 1990 [1620], Bd. 1., 270 f.
- 54 Ebd., 244 f.
- 55 Ebd., 102 f.: »[D]ie Worte tun dem Verstand offensichtlich Gewalt an und verwirren alles.«
- 56 Dieter Henrich, *Werke im Werden. Über die Genesis philosophischer Einsichten*, München 2011, 189.